

standteil des Seminarlebens geworden. Zwei positive Erfahrungen sind besonders zu nennen. Die erste läßt sich am besten mit dem Ausspruch eines Theologen bei einer Exkursion umschreiben: »Es ist erstaunlich für uns, zu sehen, wie viele uns bisher unbekannte Seelsorgsprobleme und Aufgaben es im Bistum gibt und daß sie tatsächlich angepackt werden.« Die zweite Erfahrung ist diese, daß durch die regelmäßige Konfrontierung mit pastoralen Problemen und Bemühungen draußen im Bistum ein gutes Stück Introvertiertheit in unserer Theologenbildung überwunden werden kann, was sich u. a. in einer auffälligen Verlagerung der alltäglichen Gesprächsthemen von persönlichen Problemen zu Seelsorgsfragen zeigte.

Die Pastoralfahrten verhalten im übrigen mit dazu, unser Haus für das Bistum weiter zu öffnen, weil Gegenbesuche nicht ausblieben. Wir erfahren es längst als Gewinn, daß in unserer Kapelle, im Speisesaal oder in den Wohnzimmern mitten unter den Theologen manchmal eine Gruppe von Eltern, Laien und Priester einer Bistumstagung, Ordensschwwestern oder Studenten und Studentinnen aus der Laientheologenschaft zu finden sind.

Insgesamt kann man zur Ausweitung der praktischen pastoralen Ausbildung sagen, daß sie dem Leben im Seminar nicht hinderlich sein muß, sondern durchaus gute Früchte für das Seminarleben selbst abwerfen kann.

Der hier vorgelegte Bericht ist vor drei Mißverständnissen zu schützen. Das erste Mißverständnis wäre, wenn man in den jeweiligen »Vorüberlegungen« viel mehr suchte als den tatsächlichen Hauptansatzpunkt der damaligen Beratung. Viele weitere, vor allem pädagogische Überlegungen und Erkenntnisse sind im Laufe der Zeit investiert worden und müssen es auch weiterhin. Gute und schlechte Erfahrungen fordern weitere Entfaltungen und Korrekturen, die wir von Semester zu Semester ohne Zimperlichkeit vornehmen. Ein zweites Mißverständnis wäre es, wollte man dem gesamten Versuch einen allzu modellhaften und kopierbaren Charakter zuschreiben. Die konkrete gute Form eines Seminarlebens hängt nicht nur von einigen Grundsätzen, sondern zugleich von manchen örtlichen Gegebenheiten ab, die jeden einfachen Kopierversuch problematisch erscheinen lassen. Ein drittes Mißverständnis formulierte ein auswärtiger Theologiestudent mit dem Seufzer: »Ihr habt's gut! Mit all diesen Erleichterungen und Freiheiten!« Ein Borromäer darauf: »Leichter? Wir persönlich haben es schwerer als früher! Aber das ist gut so!«

Ludwig Averkamp

Der notwendige Gedankenaustausch zwischen Vertretern verschiedener Sprachgebiete über die Fragen heutiger Priesterbildung setzt eine Mindestkenntnis des geschichtlichen Erbes und der

spezifischen Problemlage der beteiligten Regionen voraus. Aus dieser Erkenntnis entstand im Sommer 1965 für eine kleine internationale Studienkommission im Rahmen des Institutes für Europäische Priesterhilfe in Maastricht der nachfolgende Bericht. Er sollte auf das Thema »geistliche und pastorale Bildung« eingegrenzt sein und vor allem die französisch orientierten Mitglieder der Kommission mit den Verhältnissen im deutschsprachigen Raum vertraut machen. Da sich an die kritische Information Gedanken zur künftigen Entwicklung anschließen, empfiehlt es sich, den überarbeiteten Bericht einem weiteren Leserkreis zugänglich zu machen.

Das Seminar und die geistliche Bildung der zukünftigen Priester

Bericht und Ausblick zur Lage in Deutschland

I. Besonderheiten des deutschsprachigen Gebietes

In ihrer organisatorischen Form und rechtlichen Stellung unterscheiden sich die einzelnen Priesterbildungsstätten in Deutschland, Österreich und der Schweiz in vieler Hinsicht. Auch in der inneren Konzeption weichen sie von Diözese zu Diözese mitunter beträchtlich voneinander ab. Dennoch ist es berechtigt, von einer *deutschen Form* der Priesterbildung zu sprechen, weil diese Institution in den Ländern deutscher Sprache eine Reihe von Merkmalen aufweist, die sie deutlich von der französischen wie auch von der romanischen Seminar-konzeption abhebt. Eine deutsche Version läßt sich auch bei den heutigen Bemühungen, die Priesterbildung an die gewandelten Verhältnisse anzupassen, erkennen. Die Anpassung ist schon längere Zeit im Gange, hat aber durch das Konzilsdekret *Optatam totius* und die neuerdings öffentliche Diskussion Impulse erfahren.

1. Akademische Ausbildung und Seminar

Ihrem Rang und ihrer faktischen Geltung nach ist die Ausbildung der zukünftigen Diözesanpriester akademisch. Die theologischen Studien erfolgen ausschließlich an den theologischen Fakultäten der staatlichen Universitäten oder der staatlich anerkannten kirchlichen Hochschulen¹. Aus diesem Grunde ist zum Eintritt in das Studium der Nachweis der staatlichen Hochschulreife für jeden zukünftigen Diözesanpriester Voraussetzung. Die Erfahrungen sind positiv, an eine Änderung dieser Regelung denkt man nirgends.

Unabhängig davon, ob die theologischen Vorlesungen an einer Fakultät außerhalb des Hauses oder an einer dem Seminar inkorporierten Lehranstalt gehört werden, ist das Seminar in seiner Leitung und in der Erfüllung seiner Aufgabe eine

¹ Ausführlich bei G. MAY, *Die Ausbildung des Weltklerus in Deutschland*, in: *Tübinger Theologische Quartalschrift* 144 (1964) 170–215.

eigene Institution, wie umgekehrt der Lehrkörper, anders als im CIC can. 1358 in Verbindung mit can. 1360 § 2 vorgesehen, der Weisungsbefugnis des Regens nicht untersteht. Aus der Sicht der theologisch-wissenschaftlichen Ausbildung ist demzufolge das Seminar ein Kolleg oder Konvikt, aus der Sicht der Gesamtaufgabe der Priesterbildung aber eine selbständige Institution mit dem Auftrag, die Persönlichkeitsbildung der zukünftigen Priester, ihre geistliche und charakterliche Formung zu leisten.

Zu beachten ist der verschiedene Gebrauch der Bezeichnung Seminar. Diese Benennung tragen erstens manche in Süddeutschland und Österreich bestehende »Knabenseminare«, die heute überwiegend als kirchliche Schülerkonvikte, nicht als Kleine Seminare im Sinne von can. 1354 § 2 CIC zu gelten haben. Die Einrichtungen des zweiten Bildungsweges zur Erlangung der Hochschulreife heißen bisweilen Spätberufenseminare. Auch hier handelt es sich um Schülerkollegien, die nicht nur dem zukünftigen Theologiestudenten und Kandidaten für das Priesteramt offenstehen. Die Studierenden sind in den seltensten Fällen Spätberufene im eigentlichen Sinne. Wollte man – woran niemand denkt – in Deutschland den Begriff Spätberufene, wie in Italien und teilweise in Frankreich, für solche verwenden, die nicht das Kleine Seminar durchlaufen haben, so hätten wohl 95 Prozent aller Priestertheologen in Deutschland als solche zu gelten, weil sie erst nach bestandener staatlichen Abitur den Studienweg für das Priestertum einschlagen.

Eine dritte Gruppe bilden die Priesterseminare, die entsprechende can. 1354 CIC alle Jahrgänge der eigentlichen Priesterbildung umfassen, gleichgültig ob die theologisch-wissenschaftlichen Studien an einer Universität oder an einer hausinternen Fakultät erfolgen. Nur ein Teil der Diözesen unterhält ein solches Priesterseminar. In den übrigen Bistümern findet sich unter gleichem Namen eine geistliche Bildungsanstalt, die nur den ein- oder zweijährigen Abschlußkurs umfaßt. Erst nach Beendigung des Fakultätsstudiums treten die Kandidaten in dieses Priesterseminar ein. Während der vorausgehenden Studienjahre gehören die Theologiestudenten einem Theologenkonvikt an, das am Ort einer Universität eingerichtet ist. Es ist seiner Gestalt nach dem Vollseminar eng verwandt², nur die Weiekkurse mit ihrer mehr pastoral-praktischen Ausbildung fehlen ihm. In unserem Zusammenhang interessieren nur die mit der theologischen Ausbildung befaßten Bildungsanstalten, die im folgenden der Einfachheit halber Seminare genannt werden.

2. Die Trennung von geistlicher und wissenschaftlicher Bildung

Ihr ist es zu verdanken, daß der Eigenwert und das Gewicht der gediegenen theologisch-wissenschaftlichen Ausbildung stark hervortritt. Es gibt gegenwärtig Bestrebungen, diese Ausbildung möglichst überall an die Universitätsfakultäten zu verlegen. Einige Schwierigkeiten und sogar

Nachteile, die sich aus dem Nebeneinander von Fakultät und Seminar ergeben, dürfen jedoch nicht übersehen werden. An der geistlichen Bildung ihrer zukünftigen Amtsbrüder sind die Theologieprofessoren so gut wie nicht beteiligt. Da diese Aufgabe ihrer Natur nach sorgfältig koordiniert sein muß, zwischen Fakultät und Seminar infolge der Verhältnisse aber meist nur eine sehr lockere Verbindung besteht, ist der Einfluß des theologischen Lehrers auf Wachsen und Werden des Priesterberufes bei den Priestertheologen unter seinen Hörern ziemlich gering. Gewiß ist das theologische Studium ein wesentliches Stück der Priesterbildung, und man darf die daraus resultierende Motivstärkung für die Wahl des Priesterberufes nicht unterschlagen. Die Begegnung mit der theologischen Wissenschaft bringt jedoch erfahrungsgemäß nicht aus sich selbst das Wachsen der persönlichen Jüngerschaft hervor, auf die es bei der reifen Wahl des Priesterberufes entscheidend ankommt. Diesem geistlichen Vorgang entspricht nämlich eine seelsorgliche Bildungsaufgabe, die mit einer selbst brillanten theologischen Vorlesung noch nicht geleistet ist. Zudem bringt nicht jeder Theologieprofessor die notwendigen Voraussetzungen, die nicht unbedingt mit theologischer Qualifikation und eigener priesterlicher Lebenshaltung verbunden ist, für diese Aufgabe mit. Bei der Berufung auf einen theologischen Lehrstuhl tritt die Rücksicht auf den speziellen priesterlichen Dienst an den Priesterberufen gegenüber der Frage nach der wissenschaftlichen Befähigung zwangsläufig in den Hintergrund. Auch wenn man den theologischen Lehrern der zukünftigen Priester das Interesse an deren geistlichem und persönlichem Reifen bescheinigen kann, bleibt ihnen für diesen Dienst wenig Raum. Sie sind einerseits stark – um nicht zu sagen einseitig – auf die theologische Lehr- und Forschungstätigkeit ausgerichtet, andererseits verwehrt ihnen die Trennung vom Seminar, dem sie sich im anderen Falle stärker eingliedern müßten, den für die außerwissenschaftliche Priesterbildung notwendigen regelmäßigen und persönlichen Kontakt zu den Seminaristen. Diese suchen solchen leitenden Gesprächskontakt, für den es nach wie vor des Seminars, d. h. der Institution bedarf, keineswegs so spontan, wie manchmal versichert wird. Der Professor steht weithin vor dem Dilemma, auf der einen Seite von sich aus das priesterliche, mitbrüderliche Gespräch aufnehmen zu sollen, auf der anderen aber darauf bedacht zu sein, daß er sich nicht dem Anschein einer Anbiederung aussetzt. Die äußeren Gegebenheiten sind, wie es scheint, einer guten Lösung dieser Schwierigkeit nicht günstig.

Wenn man auf französischer Seite »geistliche und pastorale Ausbildung« nahezu in einem sieht³,

² Hierunter fallen auch überdiözesane Seminare, die einer philosophisch-theologischen Hochschule angegliedert sind.

³ Die Studienkommission war unter dieser Benennung einberufen worden.

kann man diese Gleichsetzung auf deutscher Seite nur sehr eingeschränkt gelten lassen. Hier wird nämlich auch die »pastorale Ausbildung« in zwei Bereiche getrennt. Auf der einen Seite steht die wissenschaftliche Unterweisung in den pastoralen Aufgaben, auf der anderen die religiös-asketische Bildung, die ihrerseits zum pastoralen Dienst hinzuführen hat und die pastorale und missionarische Haltung zu wecken und pflegen und in den Wachstumsprozeß der geistlichen Berufsentscheidung einzubeziehen sucht. Die Betonung der Wissenschaft ist ein Vorzug. Vordergründige, pragmatische Ausrichtung auf die pastorale Aktion zum Schaden des intensiven Studiums wird vermieden. Gleichzeitig aber gerät die geistliche Bildung in eine gewisse Isolierung, sie läuft getrennt neben der theologischen Unterrichtung im Hörsaal her, und ihre pastoralen Ansätze werden weithin nur von der Aussicht auf die zukünftige Sendung gespeist.

3. Geteilte Verantwortung für die geistliche Bildung im Seminar

Das deutsche Seminar unterscheidet sich in seiner Verfassung grundlegend vom sulpizianisch orientierten in Frankreich, in welchem zumindest ein Teil der Professoren als *directeurs spirituels* den Seminaristen verbunden sind. Die Aufgabenstellung im deutschen Seminar folgt dem »Germanicum-System«⁴, das nach can. 1358 scharf trennt zwischen dem *rector pro disciplina* und dem *director spiritus* mit den *confessarii*. Bis ins letzte Jahrzehnt wurde das Amt des Spirituals in den meisten deutschen Seminarien von Patres der Gesellschaft Jesu verwaltet. Inzwischen hat sich das etwas verschoben. Wo Diözesanpriester an diese Stelle traten, hat sich an der Aufgabenteilung grundsätzlich nichts geändert. Schon immer wird allerdings von den Regenten, Direktoren und ihren Mitarbeitern in der Praxis die geistliche Bildung mitgetragen und mitverantwortet, da die disziplinäre Ob Sorge allein schließlich keinen positiven Beitrag zur Priesterbildung darstellt.

Ungeachtet der Größe der jeweiligen Kommunität – sie liegt meist bei über hundert –, gibt es in den Seminarien einen einzigen Spiritual. Es ist verständlich, daß er sowohl der Anzahl als auch des persönlichen Typs wegen nicht in vollem Umfang den einzelnen Seminaristen der persönliche *directeur spirituel* im französischen Sinne sein kann. Seine Tätigkeit besteht zunächst in den »Punkten« für die Meditation und in geistlichen Vorträgen anderer Art. Wie schon erwähnt, nehmen meist auch die anderen Priester des Hauses einen Teil dieses Dienstes wahr. Das persönliche Gespräch des Spirituals mit den Seminaristen schließt sich an die allgemeine Unterweisung naturgemäß an. Doch lassen sich auf dieser Ebene nicht alle Seminaristen erreichen, selbst dann nicht, wenn (wie da und dort vielleicht noch) das Erscheinen vor dem Spiritual als obligatorisch gilt. Welchen Anteil das *forum internum* (*non-sacramentale*) im Wirken des Spirituals hat, hängt stark vom Gewicht seiner Persönlichkeit und sei-

ner Stellung im Hause ab. Dasselbe gilt von seiner Funktion als Beichtvater. Je nach Größe der Kommunität sind einige externe Priester beauftragt, als Beichtväter nach can. 1361 zur Verfügung zu stehen. Sofern das Seminar – wie in den meisten Fällen – nicht klösterlich abgeschlossen ist, verlagert sich der Empfang des Bußsakramentes zu einem guten Teil nach draußen. Erst recht betrifft das die relativ lange Zeit der Semesterferien.

4. Die äußeren Formen des geistlichen Lebens
Zum gegenwärtigen Zeitpunkt sind die Hausordnung und der damit verbundene geistliche Tagesplan in den einzelnen deutschen Seminarien ähnlich verschieden wie in Frankreich. Es gibt die täglich verpflichtende Kommunitätsmesse wie auch die Regelung, durch die zumindest an einem oder anderen Tag der Meßbesuch nach Wahl offengelassen ist. Man kennt abendliche Betrachtungspunkte mehrmals wöchentlich und auch stattdessen die Möglichkeit zum Gruppengespräch; gemeinsame Betrachtungszeit am Morgen oder aber zu beliebiger Tageszeit privat. Es gibt Kathedralgottesdienst oder partielles Offizium am Sonntag im Seminar; Tagesschluß in *Silentium* und gemeinsames Abendgebet oder eine in engerem oder weiterem Umfang in die Eigenverantwortung des Seminaristen gestellte Abendgestaltung, freie Ausgehöglichkeit eingeschlossen. Man findet den mit Klingelzeichen einigermaßen fixierten Tagesverlauf und ebenso die weitgehend der persönlichen Verantwortung anheimgestellte geistliche Tagesordnung. Kurz, von einer einheitlichen Grundform des Lebens in den deutschen Seminarien kann nicht die Rede sein, lediglich von Richtungen. Die in Frankreich vielerorts gepflegte *révision de vie* ist in den deutschen Seminarien nahezu unbekannt. In allem läßt sich die Tendenz erkennen, von der Vielzahl gemeinsamer geistlicher Übungen abzugehen und den individuellen Bedürfnissen entgegenzukommen. Wie weit es bisher gelungen ist, auf diesem Wege das Frömmigkeitsleben, sei es das gemeinsame, sei es das individuelle, zu intensivieren und wesentlich werden zu lassen, entzieht sich einer raschen Beurteilung. Die gegenwärtige Wandlung muß jedenfalls in Zusammenhang mit der heutigen Suche nach zeitgemäßen Formen des geistlichen Lebens des Christen, des Priesters und der christlichen Gemeinde überhaupt gesehen werden.

II. Schwierigkeiten und offene Fragen

In der vorangehenden Bestandsaufnahme klang schon eine ganze Reihe von Problemen an. Soweit sie die interne Seminaraufgabe betreffen, muß ihnen im Hinblick auf die Priesterbildung schon der nächsten Zukunft eingehender nachgegangen werden. Wenn es einer jeden dem Leben der Kirche dienenden Institution aufgegeben ist, sich selbst immer wieder in Frage zu stellen, kommt das besonders dem Seminar zu. Die Priester-

⁴ Diese Bezeichnung rechtfertigt sich aus der nachtridentinischen Geschichte der Priesterbildung.

sterbildung kann sich am allerwenigsten Erstar-
rung leisten. Bei der folgenden Darstellung ist
zu berücksichtigen, daß die da und dort inzwischen
beschrittenen Wege unerwähnt bleiben müssen.
Ebenso wird nicht erfaßt, was von den anzufüh-
renden Schwierigkeiten durch Einfluß und Lei-
stung von Priesterpersönlichkeiten in den ein-
zelnen Seminarien entschärft wird.

1. Die autoritative geistliche Führung

Das kirchliche Recht, das in can. 1358 einen ein-
zigen *director spiritus* vorsieht, setzt das geschlosse-
ne, von einer subtilen Hausordnung regierte und
im Disziplinären wie im Geistlichen autoritär
geleitete Seminar voraus. Dieses besteht faktisch
entweder nicht (bzw. nicht mehr), oder es hat mit
Schwierigkeiten zu kämpfen, weil sich der junge
Mensch gegen Reglement und Zöglingmilieu
wehrt. Die Konzeption des innerhalb des *forum
internum* (*non-sacramentale*) gewissermaßen
»überwachenden«
Spirituals erweist sich parallel
zur Abneigung gegen überzogene Amtsautorität
des Regens somit als unmöglich. Der Seminarist
widerstrebt nicht unbedingt einer verbindlichen
geistlichen Führung, wohl aber der »von oben«
dirigierten geistlichen Betreuung. Soll der Dienst
im Geistlichen fruchtbar sein, so ist es seinem
Wesen entgegen, daß er an den Seminaristen er-
zwungenermaßen herangetragen wird. Deshalb
ist wenig gewonnen, wenn etwa das monatliche
Erscheinen des Seminaristen vor dem unaus-
weichlich einzigen Spiritual angeordnet wird.
Allein schon die Bekanntgabe von bestimmten
Beichtvätern für die Seminaristen löst bei Neu-
eintretenden, die die längst geweitete Handhabung
dieser Einrichtung noch nicht kennen, großes Be-
fremden aus. Sie fühlen sich entmündigt, zumal in
der Seelsorge außerhalb der Priesterbildung und
des Klosterlebens solche Vorsorge unbekannt ist.
Die Aufgabe des Spirituals hat gleichfalls sehr
persönlicher Natur zu sein. Kein Wunder, daß der
junge Erwachsene empfindlich auf geistliche Be-
treuung, die autoritativ verfügt und eng ausgelegt
wird, reagiert. Die geistliche Beratung möchte er
als Angebot erfahren. Ist er dessen einsichtig, daß
sie nicht nur ein bloßes Angebot sein kann – und
sowie Einsehen muß von einem, der den Priester-
beruf vor Augen hat, verlangt werden –, so möchte
er sich seinen geistlichen Berater selbst wählen
können und, statt »Zögling in *spiritualibus*«, freier
Gesprächspartner sein. Da die Konzeption nach
can. 1358 dafür keinen Raum läßt, die Praxis hin-
gegen andere Wege geht und im ganzen recht un-
sicher ist, ist ein Vakuum zu befürchten: Die stete
persönliche geistliche Beratung, die die Berufs-
wahl klären, Fehlmotivierung und Krisen über-
winden hilft, die vor allem das Wachsen des geist-
lichen Menschen zu fördern und diesen auf eigene
Füße zu stellen versucht, findet nicht ihren »Ort«.

2. Die Trennung von *forum externum* und *inter- num*

Nach den einschlägigen Bestimmungen des ka-
nonischen Rechts ist diese Trennung völlig ein-
deutig. An dieser Theorie ist richtig, daß ein un-

antastbarer Bereich als außersakramentales *forum
internum* immer eingeräumt sein muß. Das er-
gibt sich aus dem Seelsorgecharakter der Priester-
bildung. Die zum Schutze des Seminaristen und
zur Gewissensbefreiung für den in der Öffentlich-
keit der Kirche verantwortlichen Priestererzieher
vorgesehene Trennung der Bereiche erweist sich
als problematisch, wenn sie als totale genommen
wird. Für die organische Leitung des Kandidaten
durch die Seminarzeit ist eine säuberliche Trennung
in zwei Instanzen, eine für den äußeren Ausbil-
dungsgang und eine zweite für die persönlichen
Lebensfragen, unangemessen. Sie ist unbefriedigend
aus der Sicht der Seminaristen: Je weniger sie im
Vorgesetzten den befehlenden Oberen als vielmehr
den verantwortungsvollen Dialogpartner sehen,
desto mehr wollen sie ihn ganzheitlich, also auch
in Fragen beanspruchen, die man als interne zu
bezeichnen pflegt. Die von Amts wegen interne
Instanz, nämlich der Spiritual, erübrigt sich da-
durch keineswegs. Sein ureigener Auftrag bleibt,
aber er ist, weil nur ein angebotener Dienst, natur-
gemäß begrenzt.

Die Trennung der Bereiche ist auch fragwürdig aus
der Sache selbst. Die Pflege der Berufe im Seminar
und die Hinführung zur Jüngerschaft und zur
Persönlichkeitsreife lassen sich nicht arithmetisch
zwei getrennten Instanzen zuordnen. Nur wenn
man davon ausgeht, daß der (Disziplinar-) Vor-
gesetzte seinen Seminaristen mit Strenge und Miß-
trauen und diese ihm mit Vorsicht und Furcht zu
begegnen haben, bleibt kein anderer Weg als
säuberlich getrennte Kompetenzbereiche. Doch
solche Verhältnisse, sofern es sie geben sollte,
verdienen nie und nimmer den Namen Priesterbil-
dung. Zahlreiche Fragen zum Bildungsweg des
Seminaristen verlangen von Fall zu Fall indivi-
duelle Entscheidungen, die ebensogut in den ex-
ternen Bereich fallen, wie sie die interne Sphäre
des Kandidaten berühren. Immer muß der ganze
Mensch gesehen werden, ob es sich um die Frage
einer Beurlaubung, einer Krankenbehandlung,
einer zweitrangigen Erlaubnis oder um ein sonsti-
ges Anliegen handelt. Ist der Graben zwischen be-
fehlender Obrigkeit und gehorchenden Zöglingen
zugeschüttet und das gegenseitige Verhältnis be-
stimmt von gemeinsamem Suchen und eigener
Verantwortung aller, so ist die Frage nach der
Trennung der beiden Foren hinlänglich beant-
wortet. Leider steht die Institution weithin nicht
damit im Einklang, am wenigsten von der recht-
lichen Grundlage her.

Die unklaren Verhältnisse bringen es gar leicht mit
sich, daß weder die extern Verantwortlichen noch
der Spiritual in ihrer verschränkten Aufgabe rich-
tig zum Zuge kommen. Durch den einzigen,
zwangsläufig auf einen engeren Bezirk interner
Beratung sich beschränkenden Spiritual ist der
persönlich bildende Dienst im Geistlichen und
Aszetischen nicht für alle Seminaristen sicher-
gestellt. Die Beschränkung, die der Sinngebung
des Amtes durchaus entspricht, ist mehr und mehr
zu einem Faktum geworden, und zwar als not-

wendige Folge der Abkehr vom Zöglingseminar. Diese Abkehr fordert mit gleicher Notwendigkeit einen dauernden »intern-externen« Gesprächskontakt zwischen dem einzelnen Seminaristen und einem mit der Bildungsaufgabe betrauten Priester. An dieser Stelle klappt gegenwärtig eine Lücke. Wenn in Deutschland gelegentlich das Wort von der Spiritualskrise verlautete, dann handelt es sich um eine Krise der Institution, nicht der Personen.

3. Die geistliche Bildungsaufgabe und die Gruppe

Die Seminarverfassung gemäß den Canones des CIC läßt für Seminaristengruppen keinen Raum. So erklärt sich, daß die vom CIC unabhängigen Seminaristen Frankreichs mit der Zulassung von *équipes* den Anfang machten. Das Konzilsdekret über die Priesterausbildung hat den Gedanken aufgegriffen, bleibt aber glücklicherweise hinsichtlich konkreter Anweisungen sehr zurückhaltend⁵. Sehr vorangekommen ist man, aufs Ganze gesehen, in Deutschland mit der Aufteilung der Kommunitäten in Teilgemeinschaften, die subsidiär an der Priesterbildung teilhaben, offensichtlich nicht. Man kann darin wohl zum Teil kluge Zurückhaltung erblicken. Vorzeitige Direktiven verhindern die unbedingt notwendige Entwicklung, die sicherlich mehrere, nebeneinander mögliche Spielarten von Gruppen hervorbringen wird. Zum anderen Teil dürfte sich das Zögern jedoch aus Hilflosigkeit erklären. Das herkömmliche »Germanicum-System« ist für die Gruppenbildung zu starr. Die sulpizianische Konzeption dagegen, nach der sich das Kollegium der Priester in die *direction spirituelle* teilt, bietet eine günstigere Ausgangsbasis für den familienhaften, »mitbrüderlichen« Dienst am Priesterwerden, den die verantwortlichen Priester ihren Seminaristen und diese sich gegenseitig zu leisten haben.

III. Neue Ansätze

In den Veröffentlichungen der letzten Jahre zur Priesterbildung fehlt es nicht an Situationsanalysen und Vorschlägen. Leider sind die letzteren – ausgenommen bei den Studienfragen – meist recht allgemein gehalten, während die angemeldete Kritik sich sehr wohl mit Einzelfakten beschäftigt. Vielleicht beleuchtet dieses Mißverhältnis mehr als alles andere, woran es in Deutschland bei der gegenwärtigen Suche nach zeitgemäßer Priesterbildung mangelt. Während Außenstehende eifrig diskutieren und die von der Sache am meisten betroffenen Verantwortlichen sich sehr verschwiegen zeigen, ändert sich in der Praxis nur das, was die davoneilenden Verhältnisse einfach abtrotzen. Fortschreitende Zugeständnisse bedeuten aber ganz und gar nicht positiv gestalteten Wandel. Dieser kann weder nur durch kritische Ratschläge und allgemeine Forderungen noch durch isolierte Detailmaßnahmen, seien sie auch von der Bischofskonferenz beschlossen, vorangetrieben werden. Er verlangt vielmehr nach grundsätzlichen Überlegungen, die *zugleich* auf ihre ganz konkreten Konsequenzen hin zu Ende geführt werden. Daß vor jeder Art definitiver Festlegung

Spielraum bleiben muß, der Erfahrung ermöglicht, dürfte selbstverständlich sein. Aus einer gedanklichen Mitte müssen konkrete Schlüsse gezogen werden, die sich zu einer überzeugenden Konzeption zusammenfügen. Auch sie wird freilich weiterer Entwicklung unterworfen bleiben. Da wir im folgenden nur auf ganz spezielle Gesichtspunkte eingehen, ist es berechtigt, von den prinzipiellen Überlegungen abzusehen. Es dürfte trotzdem der Ansatz einer einheitlichen Konzeption, aus der sich die aufzuzeigenden praktischen Hinweise ergeben, durchschimmern.

1. Spiritual und Priesterkollegium im Seminar

Der Dienst der geistlichen Bildung im Seminar geschieht auf verschiedenen Ebenen. Bis zur Stunde ist man kaum gewöhnt, sie zu unterscheiden. So betrachtet man den Spiritual (gegenwärtig) als auf jeder Ebene gleichermaßen zuständig, auch wenn er faktisch nicht allen gerecht werden kann. Die Gründe für die eingegrenzte Wirksamkeit wurden bereits aufgezeigt. Die Lösung dieser Schwierigkeiten kann nur darin liegen, daß man die verschiedenen Ebenen auseinanderhält und den Dienst sachgerecht zu verteilen sucht.

a) Eine der Aufgaben ist die Unterweisung der Gesamtkommunität oder einzelner Seminaristenkurse in Vorträgen, Anleitung zur Betrachtung usw. Abgesehen davon, daß sich diese spezielle Tätigkeit im Zuge des Wandels von Seminarordnung und Verständnis des theologischen Studiums vermindert, haben daran alle Priester im Seminar Anteil. Unter ihnen kommt dem Spiritual lediglich eine vorrangige Stelle zu.

b) Der Spiritual vertritt die interne Instanz im eigentlichen Sinne. Jederzeit kann er als besonders dafür bestellter Priester in Anliegen, für die völlige Diskretion und Anonymität in der priesterlichen Hilfe gewünscht wird und erforderlich ist, angegangen werden. Seine Anwesenheit im Seminar ist ein festes Angebot und als solches notwendig.

c) Ein Mittleres zwischen diesen beiden Aufgabenbereichen ist die im Sinne ganzheitlicher Bildung erweiterte *direction spirituelle*. Der regelmäßige und für eine bestimmte Zeit verbindliche Gesprächskontakt des Priestertheologen mit einem aus dem Kreis der mit der Bildung im Seminar betrauten Priester ist unerlässlich. Diese Einrichtung gleicht in positiver Weise den durch die Lockerung der äußeren Ordnung im Seminar befürchteten Verlust an geistlicher Bildung aus. Sie ist nicht als notgedrungener Ersatz, sondern als positive Antwort zu betrachten, weil sie viel persönlicher als eine ausgedehnte Hausregel auf den Menschen eingeht. Der Gesprächskontakt besitzt vornehmlich internen Charakter. Der Seminarist muß sich seinen Partner für diesen mitbrüderlichen Dialog wählen können. Wenn das der Fall ist, kann erstens erwartet werden, daß kein Seminarist zu kurz kommt oder in der Kommunität untertaucht, zweitens daß sich die Atmosphäre des Vertrauens, die nun einmal nicht der äußeren Anordnung ge-

⁵ Dekret *Optatum totius* Nr. 7.

horcht, ohne weiteres einstellt, sofern es sich um einen gesund gewachsenen jungen Menschen handelt. Der Spiritual teilt sich in diese Tätigkeit mit den anderen hierfür gleichfalls zuständigen Priestern im Seminar. Diese müssen also da sein und ähnlich wie im sulpizianischen Seminar ein Kollegium bilden. Es ist klar, daß in dieser Funktion jeder Priester die für das in weitem Maße internen Charakter tragende Gespräch notwendigen Spielregeln beachten muß. Es wäre Aufgabe des Spirituals, im Kollegium der *directeurs spirituels* (die wir hier im Anschluß an die sulpizianische Seminarverfassung einmal so nennen wollen, obwohl sich die Sache nicht ganz deckt) zu inspirieren und zu koordinieren. Möglichkeit und Grenze für die Mitwirkung der theologischen Lehrer an diesem Dienst des Seminars hängt davon ab, wie weit sie real zum Kollegium der im Seminar tätigen Priester gehören. Ein Mindestmaß von gemeinsamem Leben und seiner »Tuchföhlung« ist unentbehrlich. Eben darum kann auch die Wahl des geistlichen Beraters durch den Seminaristen nicht so gänzlich freigegeben werden wie die Wahl des Beichtvaters.

d) Vom »geistlichen Gespräch«, von der »Lebensberatung« oder wie immer man den soeben beschriebenen Gesprächskontakt bezeichnen will, ist zunächst der Empfang des Bußsakramentes klar zu unterscheiden und zu trennen. Die Beichtvaterfrage – nicht die Sorge um fruchtbaren Sakramentenempfang – wird damit aus der geistlichen Bildung im Seminar herausgenommen. Bei der jungen Generation ist ohnehin die Entwicklung praktisch über die Weisung von can. 1367 § 2: »saltem in hebdomada ad sacramentum poenitentiae accedant«, hinweggegangen. Soweit der Kanon frömmigkeitsgeschichtlich bedingt ist, geht er doch wohl von der anfechtbaren Meinung aus, durch die formale Erfüllung der geistlichen Übung »Beichten« sei die notwendige geistliche Hilfe zu gewährleisten. Wenn die Praxis sich nicht mehr an dieser Intention orientiert und andere Wege geht, so entspricht das der neueren Sakramententheologie und der sich vielerorts wandelnden Sicht des sakramentalen Bußinstitutes. An beidem geht am allerwenigsten der junge Theologe vorüber. Nach alledem ist der geistliche Berater nicht zunächst auch der Beichtvater des jeweiligen Seminaristen, sondern er kann es zugleich sein. Auf diese Weise wird grundsätzlich das sakramentale Bußgeschehen von der internen geistlichen Bildungsaufgabe entlastet und umgekehrt. Die kirchenrechtlichen Bestimmungen über die Beichtfreiheit der Seminaristen erledigen sich durch die offene Gestalt des Seminarlebens von selbst.

2. Individueller Ausbau des geistlichen Lebens

Die Unsicherheit hinsichtlich der obligatorischen »Frömmigkeitsübungen« kommt in den Seminarien nicht von ungefähr. »Geistliches Leben besteht nicht in den geistlichen Übungen, aber ohne geistliche Übungen kann kein geistliches Leben bestehen«, diese von Josef Maria Reuß treffend

formulierte Wahrheit erfassen die jungen Christen im Seminar mehr instinktiv als reflex. Sie mögen sie oft zugunsten ihrer eigenen Bequemlichkeit auslegen. Das hebt nicht die Tatsache auf, daß sie – durch die theologischen Studien zudem dahin gedrängt – unbestechlich nach dem fragen, was den geistlichen Menschen wesentlich ausmacht. Da man ihnen außerdem nicht gerade Autoritätsgläubigkeit nachsagen kann, ist in der Priesterbildung nicht darauf zu verzichten, mit dem einzelnen die je eigene Form seines Frömmigkeitslebens zu suchen. Der Pluralismus im gesamten modernen Leben, in dessen Folge sich wahrscheinlich häufiger selbständige Persönlichkeiten antreffen lassen als in der geschlossenen Gesellschaft, fordert die Freiheit zur individuellen Entfaltung des Frömmigkeitslebens auch im Seminar. Solange die Seminarkommunität in »Reih und Glied« geistlich anzuleiten war, durfte man gewiß einen bestimmten Grad von geistlicher Einübung durch Formen, die allgemein angeordnet waren, bei allen Gutwilligen annehmen. Wie mäßig sich das so Erlangte nach der Priesterweihe im seelsorglichen Alltag der letzten Jahrzehnte durchzuhalten vermochte, ist genügend bekannt. Nicht ohne Grund fordert Joseph Ernst Mayer kategorisch: »Schluß mit der bloß summierenden Frömmigkeit!«⁶ Ist der Gleichschritt aber im Seminar selbst bereits unmöglich geworden, und schickt sich der junge Theologe frühzeitig an, seinen eigenen Weg zu gehen, so bedarf er einer ebenso zurückhaltenden wie sorgsam persönlichen Begleitung. Die geistliche Persönlichkeit des priesterlichen Gesprächspartners hat hierbei die Garantie für richtiges Urteil, kluge geistliche Pädagogik und überzeugende Motivierung zu liefern. Mit dreißig jungen Menschen derart in fruchtbarem Kontakt zu stehen, dürfte das Maximum sein, was ein Priester, dem dieser Dienst im Seminar obliegt, leisten kann.

3. Die Gruppe und der Auftrag des Seminars

Die Individualisierung der geistlichen Lebensformen hat nichts mit individualistischen Bestrebungen zu tun. Von der Tendenz unter den Seminaristen, sich zu kleinen Gruppen von vier bis maximal acht Mitgliedern zusammenzufinden, war schon die Rede. Bezeichnend ist, daß dem weniger irgendwelche Sachinteressen zugrunde liegen. Es geht vielmehr um eine gewisse Freundschaft, verbunden mit dem Bemühen, sich gegenseitig geistlich und persönlich voranzubringen. Entstehen können solche Gruppen allerdings erst, wenn die Seminarordnung ihnen Raum läßt. Das Abendgespräch muß ebenso möglich sein wie die gelegentliche Eucharistiefeyer im kleinen Kreise oder der gemeinsame Besuch einer Veranstaltung. Neben dem vertrauensoffenen Dialog mit dem dafür gewählten Priester darf in der Aufgeschlossenheit und Initiative für den partnerschaftlichen

⁶ J. E. MAYER, *Möglichkeiten und Aufgaben des geistigen und geistlichen Lebens*, in: *Priesterlicher Lebensstil in der Gegenwart*, Würzburg 1962, 71–95, 86.

Zusammenschluß zu solchen Freundschaftsgruppen das zweite tragende Element in einer zeitgemäßen Konzeption der Priesterbildung gesehen werden. Es besteht kein Grund, den Schwund bestimmter Andachtsformen im Seminar zu beklagen, wenn man feststellen darf, daß das geistlich und apostolisch engagierte Gespräch in den Gruppen gepflegt wird. In der Beurteilung dieses Gruppenlebens darf man nicht nur davon ausgehen, daß hier brüderlich der Glaube bezeugt wird, daß Erfahrungen des persönlichen geistlichen Lebens ausgetauscht und die Motive für die priesterliche Sendung gestärkt werden. Die Gemeinschaft, die nahezu alle Dimensionen des christlichen Lebens erfaßt, ist schon *in sich* ein geistlicher Vorgang. Er besitzt neben der auch weiterhin zu pflegenden privaten und »stillen« Christusfrömmigkeit eigene Gültigkeit und eigenen Rang. Wenn eine solche Gruppe für ihre Semesterferien nicht nur und nicht zuerst Skiurlaub und Auslandsreise plant, sondern spontan eine gemeinsame Freizeit sucht, die dem Gespräch über das Evangelium und die priesterliche Sendung dienen soll – müßten dann nicht solche Vorgänge den mit der Priesterbildung Beauftragten mehr sein als nur ein Anstoß zur Überlegung? Die Wege, die die jungen Menschen intuitiv beschreiten, müssen mitgegangen werden⁷. Alle Verantwortlichen können gewiß sein, daß das Charisma der Jugend noch weiteres entdecken wird, durch das die Priesterbildung die Gestalt erhält, die sie heute und morgen braucht. Paul Picard

Praxis

Internatsfrömmigkeit

Es ist eigenartig, eine bestimmte Sorte von Frömmigkeit auszusondern, sie gleichsam in Anführungszeichen zu setzen. Kaum ein ehemaliger Internatszögling stutzt jedoch beim Ausdruck »Internatsfrömmigkeit«. Sie bedeutet ihm nicht Frömmigkeit schlechthin. Es ist jene Frömmigkeit, die er einige Jahre seines Lebens gelebt, erlebt, erduldet oder erlitten hat.

Wirft man den Ausdruck »Internatsfrömmigkeit« in den Kreis »Ehemaliger«, dann bewirkt er mit ziemlicher Sicherheit eine ausgedehnte und hitzige Diskussion. Dabei wird man bald erkennen, wie schwer es ist, die Frömmigkeits-

formen im Internat von der Internatserziehung im allgemeinen zu trennen. Wenn ein wohlmeinender Internatserzieher einer solchen Diskussion beiwohnt und dabei deprimiert feststellt, daß die negativen Urteile vorherrschen, dann ist das nicht unbedingt und vorwiegend auf die rein religiöse Komponente des Internatsbetriebs zu beziehen. Spricht man dabei auch eindeutig von religiösen Formen oder Fehlformen, die negativen Reaktionen haben ihre Wurzeln in den Gegebenheiten des Lebens im Internat, wohl auch in der unangenehmen Stimmungslage der dort verbrachten Jahre der Entwicklung.

Dabei denke ich an den Weckruf in meiner ehemaligen Internatsschule. Zu nachtschlafender Zeit tönte nach Verklingen einer Glocke, die nicht in die jugendliche Schlafentiefe vorgedrungen war, von der Türe her das »Gelobet sei Jesus Christus«. Kein Mensch antwortete, außer man hatte das Glück, mit einer »Braven« und zugleich Stimmgewaltigen den Schlafsaal zu teilen. Der Lobruf wurde wiederholt, notfalls dreimal, und immer gehässiger tönte die Stimme der weckenden Erzieherin. Wer kann es verargen, wenn seither bei diesem erhebenden Gruß immer diese Szene voller (deplazierter) Komik aus der Erinnerung auftaucht. Trotzdem möchte ich hier nicht von einer religiösen Fehlform sprechen. Meine eigenen, in katholischer Berggegend aufgewachsenen Stiefkinder halten heute noch daran fest, den Tag mit der Lobpreisung Jesu Christi zu beginnen. Daß dieser Brauch im Internat ins Lächerliche abglitt, hat die Wurzeln im gleichen Grund, den ein weiteres Erlebnis aus dem pädagogischen Kolloquium einer katholischen Universität erklärt.

Der tägliche Besuch der Messe

Zur Diskussion stand der tägliche obligatorische Besuch der heiligen Messe im Internat. Die Atmosphäre war äußerst gespannt. Die Diskussions Teilnehmer suchten religiöse, pädagogische und psychologische Gründe gegen einen solchen Zwang.

Da sagte eine Studentin des ersten Semesters, sie hätte im Internat nie so tief gegrübelt. Was sie bei diesem täglichen Gottesdienstbesuch zu nachtschlafender Zeit gestört hätte, sei ganz einfach ihr immer größer werdendes Schlafmanko gewesen, das sie dann die ganzen Quartalsferien ohne Kirchenbesuch durchschlafen ließ. Der Applaus donnerte los, die Spannung war gelöst, und jeder Teilnehmer an jenem Kolloquium mußte den Eindruck bekommen, die Studentin habe den Nagel auf den Kopf getroffen.

Schlafmanko. Auch die verunglückte Reaktion auf das »Laudetur« möchte ich auf das gleiche Konto buchen und kann dabei nicht umhin, diesen Aspekt etwas näher zu behandeln. Damit erweist sich gleich zu Beginn, wie schwer es fällt,

⁷ Auch die Bischöfe, ihre Personalreferenten und Seelsorgeamtsleiter werden sich stärker auf diese Entwicklung einstellen müssen, denn die Gruppenkolligialität will sich im priesterlichen Einsatz erhalten.